Kultur- und Sprachzerfall [Fortsetzung]

Autor(en): **Bohnenblust, Fritz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **13 (1958)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-890720

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kultur- und Sprachzerfall

III. Wesen und Wort im Aufbau

Unsere Umschau versuchte, einige Ursachen des bedrohlichen Zerfalls, wie er im Gebrauch der Mundart als unserer Muttersprache beobachtet wird, bloßzulegen. Eine Reihe äußerer Umstände, die der Gleichmacherei und Verflachung förderlich sind, Zunahme des Verkehrs, häufiger Wohnortswechsel, Vordringen der Schriftsprache durch Presse, Radio usw., dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Krankheitsherd tiefer liegt:

Wer spricht, gibt mehr oder weniger deutlich ein Zeugnis seiner Innenwelt.

Dort, im unsichtbaren Haushalt, erscheint heute die Versorgung gestört. Man könnte beinahe buchstäblich sagen: es fehlt so vielen, insbesondere jungen Menschen, das Notwendigste, das nährende Brot für Geist und Seele. Darum sank die Lebenskraft, wich die ruhige Sicherheit des Handelns und, ihr unweigerlich verbunden, die Arbeits- und Seinsfreude. Wo nicht gerade ein Zwang zu solidem Verhalten nötigt, herrscht Tändelei, das Tun bewegt sich nur an der Oberfläche. Gedanken, die sich zu Worten formen, erwachsen aus Besinnung. Besinnliche Menschen verfallen nicht einfach irgendwelcher Mode noch lassen sie sich hinreißen von allen möglichen wechselnden Einflüssen. Sie fassen gleich der Eiche Halt im tiefgründigen Boden. Kurz gesagt: Wer etwas Rechtes sagen will, muß an einem guten Ort daheim sein, muß eine Heimat kennen. Ihre Gaben und Kräfte gilt es bewußt zu nutzen, ihre Ordnung bietet dem eigenen Wohl Gewähr.

Der Christ hat es am besten. Er weiß von einer unsichtbaren Heimat und sieht in der irdischen deren Gleichnis. Gleich den Sternen leuchten ihm die Lebensweisungen von oben: Wahrheit, Reinheit, Demut, Güte. Der Glaube gibt dem Leben Halt und Gehalt, wo er zur Tat führt. Auch Worte sind Taten, niederreißende oder aufbauende. Wer Gewichtiges, Gültiges zu sagen hat und sich höchstem Gesetz verpflichtet fühlt, wird sie sorgsamer wählen als

der Schwätzer. Dann entspricht die Form dem Inhalt als dessen edlem Gefäß. In diesem Sinne dürfte jede ernsthafte Bildungsarbeit auch Sprachpflege sein. Kultur- und Sprachaufbau stehen in engem Zusammenhang.

Man hat in den letzten Jahrzehnten lang verkannte Reichtümer der Heimat neu entdeckt. Die Volkssprache erfuhr ihre Ehrenrettung durch unsere Heimatdichter, deren Werke einer Blütenlese aller Farben und Klänge gleichen. Sie fanden in begrenztem Kreise ihre Leser; Vorlesetätigkeit und Radio wirkten darüber hinaus. Warum schrieben denn ein Otto von Greyerz, Simon Gfeller, Josef Reinhart die meisten ihrer Erzählungen und Bühnenstücke in der Mundart? Diese um sein Wohl besorgten Männer hatten dem breiten Volk allerlei zu sagen, das wirklich zu Herzen gehen und ernst genommen werden sollte. Sie benützten die Alltags- und Familiensprache, die, handgreiflich und bildkräftig, wie sie ist, von den einfachsten Leuten verstanden wurde. Wieviel mütterliche Wärme, Festigkeit und Strenge, wo sich's gehört, erprobten Rat wie Warnung und abgerungenes Verzeihen bergen doch die Geschichtenbücher «Heimwehland», «Aemmegrund», die geschichtlichen Erzählungen Rudolf von Tavels und so viele andere zeitüberdauernde Werke. Diese Blätter umschließen ein Vermögen nach Gehalt und Sprache. Wir könnten noch ältere Kronzeugen anrufen, zu beweisen, daß einfaches, ungekünsteltes Wort aus Volksmund auch dort genügen kann, wo es um höchste Dinge geht. Zwingli verwendete den heimatlichen Ausdruck mit Vorliebe in seiner Schriftsprache: «Also mag der bur im pfluog beten, so er sin arbeit im namen gottes duldiglich treit, gott um das meeren des somens anrüeft und vertruwt; also auch der schmid am ambos, sicht er in allem sinem thuon und lassen gott an, so betet er on underlaß.» Nach ihm lautete der Vers im 23. Psalm: «In schöner weyd alpet er mich.»

Wie ein Hauch lebendiger Vergangenheit sprach uns Buben an, wo wir Großväter noch beten hörten: «dann dyn ist das Rych . . . » Worte, durch Jahrhunderte geformt und erhalten — gebeut ihnen nicht Ehrfurcht? Muß es uns nicht mit Stolz erfüllen, bewahren, pflegen und weitergeben zu dürfen.

Mundartgeschichten, gedruckt und gelesen, tun es freilich nicht. Die Volkssprache muß wirklich im Munde fortleben. Wohl mögen

einzelne Wendungen und Worte unweigerlich untergehen oder sich wandeln, neue Ausdrucksweisen entstehen — die heimatliche Eigenart wird dennoch gewahrt bleiben, solange wir ihr Wesen achten, ihr Treue erweisen. *Sprache ist dauernde Neuschöpfung, doch gleich einem Webstück, dessen Zettel gesetzmäßig weiterläuft, dem Ganzen seinen Charakter bewahrend.*

Etwas von der Unbekümmertheit des Engländers, der im ganzen Oberland sein Konsonantengebrumm kundgibt, dürfte auch uns Schweizern anhaften. Also gilt für Berner auf jeden Fall: «Heit er ächt früschen Anken u Nidle ..., Mejehäfeli ..., Umhangringli?» — auch wenn's hinter dem Ladentisch flötet: «Wünsched Sie Butter oder Rahm ..., Bluemetöpf ..., Gardineringli?» Es mag dann Wortgefechte und schnippische Mienen absetzen. Was schadet's — das ist fröhlicher Krieg und Kulturkampf, den wir mitnichten gegen langweiligen und verderblichen Frieden eintauschen möchten. Braucht es da wahrhaftig ein so großes Maß an Heldenmut?

Jeder Sieg des Eigenständigen aber erhält dem Lande ein wenig heimatliche Frische, Farbigkeit und ursprüngliche Kraft, öde Gleichschaltung fernhaltend.

Jeder Schweizer ein Treuhänder seiner Mundart: das dürfte auch gelten für Vereinspräsidenten, Gelegenheitsredner, Ratsherren — sogar für Geschäftsleute, denen an menschlich-geistigem Gewinn ihrer Heimat etwas gelegen ist. Ein Mann, ein Wort! Halten wir solch kräftigem Grundsatz in jeder denkbaren Weise die Treue!

Fritz Bohnenblust

Staat und Verband

Im Verlauf der Geschichte haben Sinn und Bedeutung des Staates verschiedentlich gewechselt. Als äußere Organisation einer Personengemeinschaft blieb die Bindung an ein bestimmtes Gebiet lange nebensächlich, weil die Größe des zur Verfügung stehenden Gebietes zum kleinen Häuflein Menschen, welche meist durch ihre Abstammung zusammengehalten wurden, im auffallenden Gegensatz stand. Die Bindungen, welche durch das Blut und den ge-